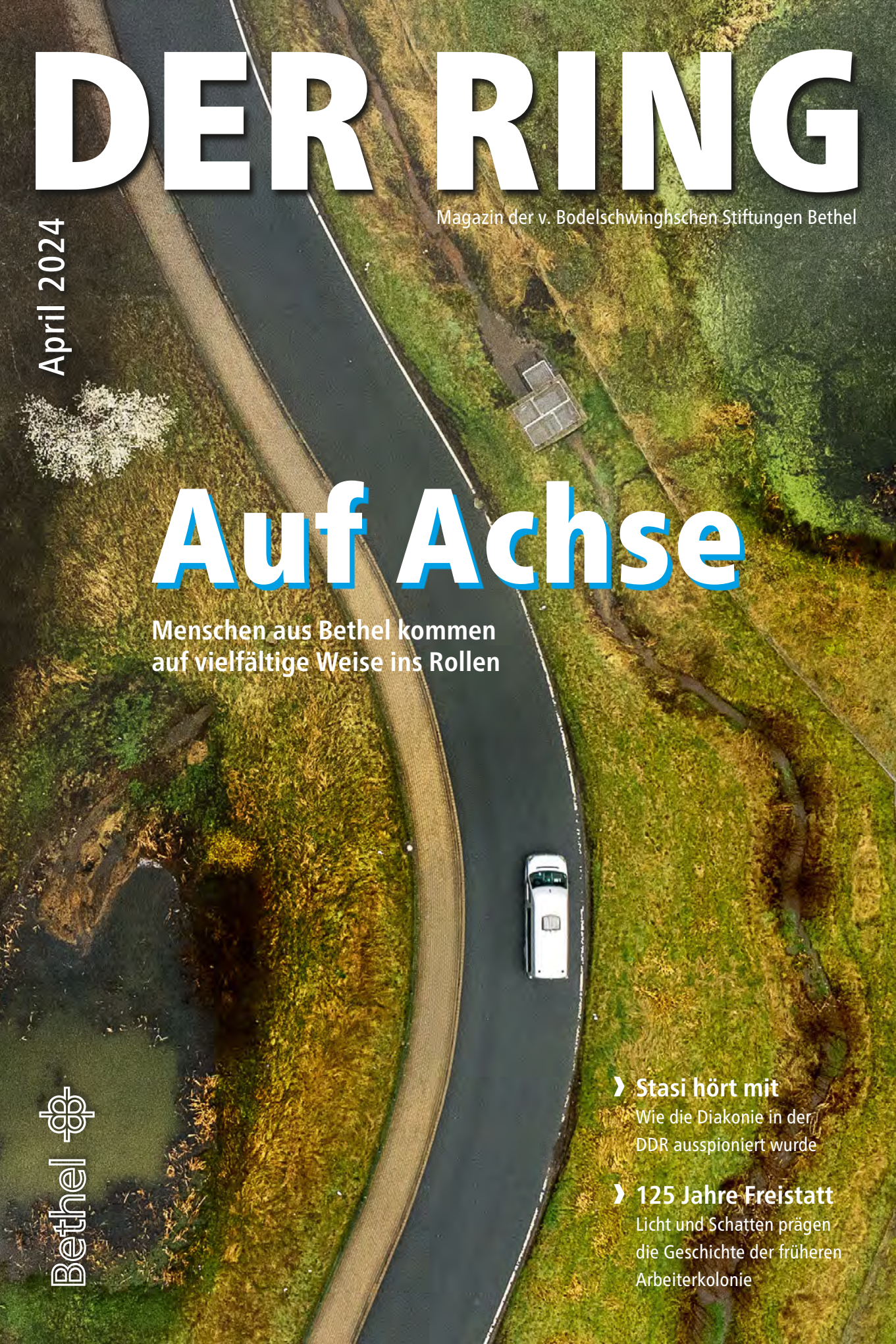
DER RING

Magazin der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel

April 2024



Auf Achse

Menschen aus Bethel kommen auf vielfältige Weise ins Rollen

› Stasi hört mit
Wie die Diakonie in der DDR ausspioniert wurde

› 125 Jahre Freistatt
Licht und Schatten prägen die Geschichte der früheren Arbeiterkolonie

Bethel

Inhalt

04 **Augenblicke**

18 **Kämpfer für Gerechtigkeit**
Bethel-Vorstand Udo Zippel geht in Ruhestand.

20 **Nahaufnahme**
Thomas Binroth, Leiter des Hotels Grenzfall in Berlin, wollte als Kind so gut Fußball spielen wie Michel Platini.

22 **Menschennah**
Vor mehr als 30 Jahren floh Senada Joldic vor dem Krieg in Bosnien. Heute arbeitet sie in den »Warschauer Höfen inklusiv«.

24 **Unterwandert von Spitzeln**
Die Stasi wollte alles wissen: Auch in Kirche und Diakonie hatte sie ihre Informanten erfolgreich im Einsatz.

32 **Bethel online**

34 **Pinnwand**

41 **Wir sind viele**

43 **Für Herz und Seele**
»Die Hoffnung hat große Kraft« von Pastor Michael Krause

28 **»Echte Sternstunden«**
Universitätsprofessorin Dr. Tanja Sappok, Direktorin der Universitätsklinik für Inklusive Medizin am Krankenhaus Mara, zieht eine erste Bilanz.

14 **Im Moor gegründet**
Freistatt, ein Standort von Bethel im Norden, startete vor 125 Jahren mit der Wohnungslosenhilfe. Die Jugendhilfe kam schnell hinzu.

06 **Titelthema**
Schmiede-Taxi, Brosa-Lkw oder Rikscha in Berlin – im Betheler Fuhrpark gibt es Fahrzeuge, die im besonderen Auftrag unterwegs sind.

■ Bild (Titel): Matthias Cremer

Wir sind unterwegs

»Auf Achse sein«. Mehrwortausdruck, lese ich im Digitalen Wörterbuch. Weiter: Redewendung. Umgangssprachlich für: unterwegs sein, in Bewegung sein, aktiv sein.

In den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel sind wir viel und in vielerlei Gestalt »auf Achse«. Wenn ich morgens zur Arbeit fahre, dann begegnen mir zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die schon früh unterwegs sind: zum Beispiel die Pflegekräfte von Bethel ambulant, die Kolleginnen und Kollegen vom Garten- und Landschaftsbau, von der Gebäudetechnik oder die Lkw der Großküchen, die Essen für die Wohnangebote, Werkstätten, Kantinen und Cafeterien sowie die Betheler Krankenhäuser und zum Teil auch Schulen anliefern. Wenn es etwas wärmer ist, begegnet mir morgens auch schon Tino, der am liebsten auf eigener Achse, und zwar mit dem Kettcar, zur Schule fährt.

Auf besonderer Achse sind die beiden Pfarrerinnen unseres neuen Kinderzentrums unterwegs: Mit der »Rollenden Kirche«, einem umgebauten, bunten Einkaufswagen fahren sie von Flur zu Flur und Tür zu Tür, um die Kinder (samt Eltern und Geschwistern) zu besuchen. Dass da eine Kirchenglocke nicht fehlen darf, ist klar. Die Rollende Kirche hat zudem immer eine kleine Überraschung parat, eine Playmobil-Kirche, ein kuscheliges Schaf, Geschichten, bunte Bilder und nicht zu vergessen den QR-Code für »Froh im Ohr«, den christlichen Kinder-Podcast.

Auf Achse – und zwar ungewohnterweise auf der eines Rollstuhls – sind Jugendliche, die im Rahmen von Besucherprogrammen nach Bethel kommen und einen Einblick in unsere Hilfefelder bekommen. Dass man auf Rollstuhlachse mit vielen Hindernissen zu tun hat, ist für viele eine eindrückliche Erfahrung. Ohne Achse (und Hindernisse) sind sie dann unterwegs, um mit Action Bound, einer interaktiven Handy-Rallye, die Ortschaft und Arbeit in Bethel kennenzulernen.

Auf Achse sind wir natürlich auch, weil wir in mittlerweile acht Bundesländern vertreten und gut vernetzt sind und weil wir Menschen mit unseren Hilfeangeboten buchstäblich entgegenkommen. Auf Achse sind wir auch, um Menschen zu besuchen, die mit Bethel eng verbunden sind und uns und unsere Arbeit seit Jahren, teils Jahrzehnten, interessiert unterstützen.

Und nach wie vor sind wir in allen Stiftungsbereichen aktiv dabei zu bauen. Aber das ist ja nichts Neues. Schon unter der Leitung des alten Bodelschwingh wurde rege gebaut, um Menschen möglichst gut unterstützen, pflegen, ausbilden, versorgen zu können. Und auch Bodelschwingh war für die Belange Bethels ständig auf Achse … Vielleicht ja auch mit dem Vers »Freuet euch in dem Herrn allewege« aus dem Philipperbrief im Kopf, überlegt

Ihr

Pastor Ulrich Pohl

Erkan Ezel strahlt. Das Kniffel-Spielen bereitet ihm sichtlich Freude. Immer dienstags kommt er zum Spieletreff ins Freizeit- und Kulturzentrum Neue Schmiede in der Ortschaft Bethel. Spielerinnen und Spieler aus vielen verschiedenen Wohnangeboten treffen sich hier, dann wird für zwei Stunden gemeinsam gezockt. Und Erkan Ezel ist immer begeistert dabei. ■ Bild: Christian Weische

Trümpfe auf Rädern

Meyra Type 21

Historische Sammlung Bethel

Länge:	1,85 m
Baujahr:	1959
Gewicht:	32 kg
Leistung (PS):	–
Sitzplätze:	1
Geschwindigkeit:	ca.15 km/h

Schöttler Schmalspurlok

Diakonie Freistatt

Länge:	4,10 m
Baujahr:	1953
Gewicht:	5000 kg
Leistung (PS):	42
Sitzplätze:	74
Geschwindigkeit:	20 km/h

Hako Citymaster 1650

GaLaBau Bethel

Länge:	3,83 m
Baujahr:	2021
Gewicht:	2690 kg
Leistung (PS):	75
Sitzplätze:	1
Geschwindigkeit:	40 km/h

Yamaha Concierge 4

Hoffnungstaler Stiftung Lobetal

Länge:	3,25 m
Baujahr:	2015
Gewicht:	363 kg
Leistung (PS):	7
Sitzplätze:	4
Geschwindigkeit:	31 km/h

»327 km/h, sticht!« Autoquartett-Kartenspiele waren früher auf dem Schulhof sehr beliebt, heute sind sie auch als Online-Versionen gefragt. Ob analog oder digital: Reichlich Potenzial für ein solches Spiel bietet auch Bethels Fuhrpark. In drei besonderen Dienstfahrzeugen haben wir für unser Titelthema auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Dabei haben wir jede Menge Neues über die so unterschiedlichen Gefährte und ihre Einsatzbereiche erfahren. Und so zugleich Wissenswertes über die wichtigen Aufgaben, großen Herausforderungen und erstaunlichen Kompetenzen der Menschen am Steuer herausgefunden.

»Unterwegs im Namen des Herrn«

Der Motor schnurrt, die Lüftung surrt. Roman Rogalski umfasst mit beiden Händen das Lenkrad, sein Blick ist auf die Fahrbahn gerichtet. Beifahrer Sebaedin Ismaili hat sich für ein Nickerchen im Sitz zurückgelehnt. Während die meisten Menschen jetzt, um 5 Uhr morgens, sogar tief und fest schlafen, ist der Lkw der Betheler Kleidersammlung schon auf der Straße.

Die Berufskraftfahrer Roman Rogalski (l.) und Sebaedin Ismaili sind für die Kleidersammlung auf Deutschlands Straßen unterwegs.

Die Tour dieses Tages führt Roman Rogalski und Sebaedin Ismaili in den Kirchenkreis Syke-Hoya bei Bremen. Dort werden die beiden Bethel-Mitarbeiter in Gemeinden Kleidung, Schuhe und Bettzeug abholen. »Wir liegen gut in der Zeit«, sagt Roman Rogalski, als er den MAN TGX 26.430 durch die norddeutsche Tiefebene steuert. Kaffeeduft erfüllt die Fahrerkabine, draußen ziehen in der Morgendämmerung überflutete Acker und Wiesen voller Windräder vorbei.

Werktag für Werktag sind 30 Berufskraftfahrer, wie Roman Rogalski und Sebaedin Ismaili, mit neun Lkw und vier Transportern für die Betheler Kleidersammlung auf Achse. Rund 9.000 Tonnen Altkleider holen sie pro Jahr in 4.500 Kirchengemeinden ab. Neun Mitarbeitende kümmern sich in der Logistikzentrale in Bielefeld-Sennestadt um die Touren- und Sammlungsplanung.

Vor einem Ortseingangsschild drosselt Roman Rogalski die Geschwindigkeit und lässt den 26-Tonner mit 30 statt der erlaubten 50 km/h in ein niedersächsisches Städtchen rollen. »Jetzt sind Schulkinder unterwegs«, weiß er. Auch Sebaedin Ismaili ist kurz vor dem ersten Ziel des Tages hellwach, er schaut konzentriert auf die Straße. Die verengt sich Richtung Kirche zu einer Gasse. Umsichtig und präzise bewegt Roman Rogalski den Dreiachser rückwärts an das Gemeindehaus heran. Zentimeter für Zentimeter bis kurz vor die Tür. Stopp, passt, Motor aus.

Der beeindruckenden Maßarbeit folgt anstrengende Fleißarbeit: Hunderte Kleidersäcke und Kartons trägt Roman Rogalski aus dem Haus und wirft diese auf die Ladefläche zu Sebaedin Ismaili. Der findet für jedes Stück blitzschnell ein passendes Plätzchen. Als alles verstaut ist, geht es weiter zur nächsten Sammelstelle. Auf kleineren Straßen wie diesen, abseits der großen Verkehrswege, nutzen die beiden gern ein Navigationsgerät. »Mitdenken muss man trotzdem immer«, sagt Sebaedin Ismaili. Die Bestätigung dieser Fahrerweisheit folgt sogleich: »3,8 Meter« zeigt ein Verkehrsschild. Es bezieht sich auf die Höhe einer vorausliegenden Brücke. »Lass uns ausweichen«, schlägt der Beifahrer vor. Der Lkw ist schließlich vier Meter hoch. Weiter geht's auf einer Alternativroute. Vorausschauendes Handeln ist eine wichtige Voraussetzung für eine sichere Fahrt, ein Schutzengel sei eine weitere, wie Roman Rogalski augenzwinkernd anmerkt: »Wir sind für Bethel und damit im Namen des Herrn unterwegs.«

Nach drei weiteren Abholstationen ist der Wechselbehälter komplett befüllt. Auf dem Rückweg sitzt Sebaedin Ismaili am Steuer. Einen Stau umfährt er frühzeitig und navigiert den Lkw souverän nach Bielefeld. Jetzt ist nur noch eine Frage zu beantworten: Wie viel Gewicht? Sebaedin Ismaili fährt den beladenen Lkw auf eine Waage und zieht vom ermittelten Wert denjenigen des Lkw mit leerer Wechselbrücke ab. Ergebnis: 8.020 Kilogramm gespendete Kleidung. Das kann sich sehen lassen. Jetzt freuen sich die Fahrer auf einen erholsamen Feierabend. Bevor schon in wenigen Stunden wieder der Motor schnurrt und die Lüftung surrt.

■ Text: Philipp Kreutzer | Bild: Christian Weische

In der Rikscha durch Berlin

Ruppig kann es zugehen, wenn sich der Verkehr auf den Straßen der Hauptstadt drängelt. Aber Karl Pechatscheck und Sigrid Zoladz lässt das kalt. Bei ihnen nehmen die Autofahrer Rücksicht – auch wegen des besonderen Fortbewegungsmittels: »Mit der Rikscha sind uns immer viele Sympathiepunkte sicher«, sagt Karl Pechatscheck. Er und seine Passagierin sind ein eingespieltes Team und regelmäßig gemeinsam unterwegs. Routiniert rollen beide vom Lazarus Haus aus vorbei an der Gedenkstätte Berliner Mauer, hinein in die Häuserschluchten des Regierungsviertels, weiter bis zum Brandenburger Tor.

Sigrid Zoladz fühlt sich sicher. »Herrn Pechatscheck kenne ich schon gut«, sagt die 77-jährige Bewohnerin des Lazarus Hauses. »Ich fahre immer wieder gerne mit ihm mit, weil es so viel Spaß macht.« Die Rikscha macht die Stadt für sie auf besondere Art und Weise erlebbar. »Und man kann sich wünschen, wohin man möchte.« Zu ihren Lieblingsplätzen gehört der Humboldt-Hain – und auch das Brandenburger Tor. Dabei seien es unterm Strich eher weniger die großen Sehenswürdigkeiten, die seine Passagiere ansteuern möchten, berichtet Karl Pechatscheck: »Die meisten wollen lieber an der Spree entlang, durch den Tiergarten oder ‘raus Richtung Spandau fahren.« Andere wünschten sich eine Fahrt zum ehemaligen Wohnort oder zum Beispiel auch zur Kirche, in der sie konfirmiert wurden.

Zusammengebracht werden Fahrerinnen, Fahrer und Passagiere vom Verein »Radeln ohne Alter«, in dem auch Karl Pechatscheck Mitglied ist. Die darin bundesweit organisierten Frauen und Männer unternehmen ehrenamtlich Rikscha-Fahrten mit Menschen, die nicht mehr selber in die Pedale treten können. Der Verein kümmert sich um die Infrastruktur, Koordination und Ausbildung der Fahrer und stellt in den meisten Fällen auch die Rikschas für die Touren zur Verfügung. Karl Pechatscheck macht schon seit acht Jahren mit. »Ich fahre sehr gerne Fahrrad und wollte mich nach meinem Renteneintritt sozial engagieren. Dann kam eins zum anderen«, sagt der 75-Jährige. Mehrere Hundert Fahrten hat er seitdem absolviert. »Zuletzt wurden es aber eher weniger, weil ich häufiger die Ausbildung neuer Pilotinnen und Piloten an den Rikschas übernehme.«

Weil die Fahrten so gut ankommen, hat das Lazarus Haus 2016 eine eigene Rikscha gekauft. Auf der Sitzbank am vorderen Ende nehmen bis zu zwei Fahrgäste Platz, hinten sitzt die Pilotin oder der Pilot wie auf einem Fahrrad. Dank elektronischer Unterstützung lässt sich die Rikscha auch von untrainierten Personen bewegen. »Ein paar Sachen muss man aber schon üben – das Kurvenfahren zum Beispiel funktioniert etwas anders als bei einem normalen Fahrrad«, sagt Karl Pechatscheck. »Außerdem sind Ortskenntnis und ein gutes Zeitgefühl von Vorteil.« Wichtig sei aber insbesondere der richtige Umgang mit den Passagieren: Wie steigt man ein und aus? Wie kann der Pilot dabei Hilfestellung leisten? Ebenso wichtig: dass Pilotinnen und Piloten auf die Wünsche der Passagiere eingehen. Achtsamkeit, Mitbestimmung, gegenseitiges Verständnis – das sei es, worauf es vor allem ankomme.

■ Text: Marten Siegmann | Bild: Christian Weische

Mit der Siegessäule im Hintergrund durchqueren Karl Pechatscheck und Sigrid Zoladz das Brandenburger Tor.

Kilian Otte achtet darauf, dass die Fahrgäste sich wohlfühlen.

Wenn Peter Adler von Kilian Otte abgeholt wird, ist gute Laune angesagt.

Behütetes Zuckeln zu geliebten Zielen

Zündung an, »1Live« an – und los geht's. Die Betheljahr-Teilnehmenden Kilian Otte und Cedric Hempel machen sich am späten Mittag an der Neuen Schmiede in Bielefeld-Bethel auf den Weg. In den Häusern Emmaus und Bethabara warten Klientinnen und Klienten sehnsüchtig auf die Ankunft des Schmiedetaxis, damit sie zu ihrer geliebten Spielrunde kommen.

»Ah, ihr seid mit der 448 da. Sehr gut!«, freut sich der 75-jährige Bethabara-Bewohner Peter Adler bei der Ankunft. Der silberfarbene Mercedes-Sprinter mit dem Kennzeichen »BI BE 448« ist sein Lieblingsfahrzeug aus der Schmiedetaxi-Flotte. »Ich freue mich immer, wenn das Schmiedetaxi kommt. Dann hab' ich eine nette Fahrt zum Kniffel-Spielen vor mir«, sagt Peter Adler, während Kilian Otte den Rollstuhlfahrer über die Rampe in den Wagen schiebt. Dann geht es weiter zum Zielort, der TGA Adullam.

Die Fahrt ist kurz. Und recht still. Die fünf Fahrgäste schauen entspannt aus dem Fenster. »Unsere Touren laufen meistens sehr ruhig ab«, erzählt Kilian Otte. Vor allem nachmittags nach den Tagesgestaltenden Angeboten seien die Menschen oft müde und erschöpft, so der 20-jährige Fahrer.

Kilian Otte und Cedric Hempel teilen sich die täglichen Fahrten mit drei weiteren Betheljahr-Teilnehmenden sowie mehreren Ehrenamtlichen und Honorarkräften. Das Schmiedetaxi bringt Menschen mit Behinderungen zu Veranstaltungen und Freizeitaktivitäten in der Ortschaft, die sie aufgrund ihrer eingeschränkten Mobilität sonst nicht besuchen könnten. Anschließend werden sie wieder zurückgefahren. »Insofern machen wir für viele Teilhabe überhaupt erst möglich«, betont Fahrdienstleiter und Praxisanleiter Peter Durst.

Vor allem die Tagesgestaltenden Angebote in der Neuen Schmiede und im Haus Adullam sowie der Urlaubstreff im Haus Siloah werden angefahren. Gelegentlich kommen auch längere Fahrten dazu, zum Beispiel im Rahmen der Reise- oder der Arminenschmiede. Zur Schmiedetaxi-Flotte gehören insgesamt sechs Fahrzeuge: drei VW-Crafter, ein Mercedes-Sprinter, ein Skoda-Yeti und ein Renault Kangoo. Täglich befördert das Schmiedetaxi zwischen 40 und 50 Fahrgäste, überwiegend Seniorinnen und Senioren, die nicht mehr arbeiten.

Zu den Aufgaben der Fahrerinnen und Fahrer gehört die Assistenz beim Ein- und Aussteigen, das Sichern der Personen im Fahrzeug sowie die Begleitung der Fahrgäste zu der gewünschten Veranstaltung. »Ich lege Wert auf eine sorgfältige Fahrzeug-Einweisung und eine äußerst defensive Fahrweise, damit sich unsere Fahrgäste wohlfühlen und sicher ans Ziel gelangen«, so Peter Durst. Das Fahren innerhalb der Ortschaft Bethel sei insgesamt entspannt, berichtet Kilian Otte. »Durch Bethel darf man ja ohnehin nur mit Tempo 30 zuckeln.«

Im Laufe der Zeit entwickele man zu den einzelnen Fahrgästen einen guten Draht, sagt Kilian Otte. Man wisse schnell, was individuell für den Umgang oder den Transport wichtig sei – schließlich könne es vorkommen, dass sich ein Fahrgast einnässe oder einen epileptischen Anfall bekomme. »Ich hatte mal eine Dame mit Glasknochen. Vor der ersten Fahrt mit ihr sagte mir eine Mitarbeiterin: ›Bitte die Frau nicht selber anschnallen, das machen wir! Sie mag keine fremden Berührungen.‹ Solche Hinweise sind natürlich wichtig.«

■ Text: Gunnar Kreutner | Bild: Christian Weische

Der lange Weg zur Individualität

»Die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das dürre Land wird fröhlich stehen« – mit diesen Worten aus Jes. 35, 1-4 eröffnete am 24. November 1899 Pastor Matthias Siebold die Moorkolonie Freistatt. Und der Name sollte Programm sein. Denn die neue Kolonie gewährte allen Arbeitswilligen eine »Freistatt« von den Gefahren des arbeitslosen Wanderlebens. Die Ziele der Gründung waren ehrenhaft, die Entwicklung in der 125-jährigen Geschichte insgesamt sehr erfolgreich. »Lustig« und »fröhlich« sollte das Leben für viele Menschen in Freistatt über weite Strecken dennoch nicht werden.

Bei der Einweihung vertrat Pastor Siebold den erkrankten Anstaltsleiter Pastor Friedrich von Bodelschwingh. Die Fürsorge für obdach- und arbeitslose Menschen war Bodelschwingh ein besonderes Anliegen – kein Wunder angesichts der prekären sozialen Lage arbeitsloser Menschen im Deutschen Reich. Die Industrialisierung und Urbanisierung hatten dazu geführt, dass in Zeiten wirtschaftlicher Notlagen Scharen von Wanderarmen unterwegs waren.

Freistatt wurde als Betheler Zweiganstalt gegründet. Nachdem in der bereits 1872 ebenfalls von Bodelschwingh eröffneten Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in der Senne das zur Verfügung stehende Land nicht mehr ausreichte, mussten neue Beschäftigungsmöglichkeiten gefunden werden. Bodelschwinghs Motto lautete »Arbeit statt ▶

Wer in Freistatt unterkommen wollte, musste sich zu regelmäßiger Arbeit, vor allem im Moor, verpflichten.

Ein Fürsorgezögling bei seiner Ankunft in Freistatt Ende der 1950er-Jahre.

Almosen«. Wer in Freistatt unterkommen wollte, musste sich zu regelmäßiger Arbeit verpflichten. Ein Ziel der Beschäftigung war die Urbarmachung des Hochmoores.

Um das finanzielle Risiko der Moorkolonie zu minimieren, wurde direkt die Einrichtung von Erziehungshäusern mit geplant. Viele Arbeiterkolonien hatten nicht nur das Problem von Überbelegung, sondern phasenweise auch von zu wenig Klienten. In industriellen Boomphasen kamen kaum Kolonisten zu ihnen. Das damit verbundene Risiko wollte man in Freistatt möglichst geringhalten. Und so schien die Kombination von Arbeiterkolonien und Erziehungshäusern ideal: Standen keine Kolonisten zur Verfügung, so waren die Jugendlichen nicht nur saisonal anwesend, sondern konnten immer eingesetzt werden.

In der Mutteranstalt Bethel in Bielefeld war drei Jahre zuvor die Jugendfürsorgeerziehung als weiteres Arbeitsfeld hinzugekommen. Das preußische »Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger« stand kurz bevor, eine erhebliche Ausweitung der Zwangserziehung war zu erwarten. Deshalb sollte die gesamte Fürsorgeerziehung Bethels in der neuen Zweiganstalt in Freistatt aufgebaut werden. Und zum pädagogischen Konzept gehörten die Unterbringung in abgelegenen Einrichtungen sowie schwere körperliche Arbeit. Die Jungen arbeiteten im Moor, auf den Feldern und im Haushalt. Körperliche Strafen waren ein gängiges Erziehungsmittel. Seit Beginn der 1920er-Jahre geriet diese Form der Heimerziehung zunehmend in die öffentliche Kritik. Ideen aus der Reformpädagogik wurden populär und begannen auch in Freistatt zu wirken. Einige Strafen sollten abgeschafft werden, etwa die berüchtigten Kettenhosen oder das Kahlscheren des Kopfes. Sport und Freizeitaktivitäten sowie Schulunterricht wurden eingeführt.

Doch die Veränderungen blieben in den Ansätzen stecken. Zum einen zwang die wirtschaftliche Krise Ende der 1920er-Jahre zum Sparen, zum anderen verhinderte das Festhalten an traditionellen Erziehungsvorstellungen in der Gesellschaft eine konsequente Umsetzung der Reformbemühungen.

Die staatlichen Zuschüsse für die Jugendfürsorgeerziehung wurden bereits in der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1930er-Jahre stark gekürzt. Der Sparkurs setzte sich in der Zeit des Nationalsozialismus fort. Zudem rückte der Zwangscharakter der Heimerziehung wieder stärker in den Mittelpunkt. Die Jugendfürsorgezöglinge waren zusätzlich durch die nationalsozialistische Rassenpolitik bedroht: Nach dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« von 1934 konnten sie unter bestimmten Voraussetzungen zwangssterilisiert werden. Nach bisherigen Forschungen ist bekannt, dass 74 Jungen aus Freistatt im Betheler Krankenhaus Nebo sterilisiert wurden.

Flucht und Vertreibung, zerbombte Städte, Wohnen in Barackenlagern, fehlende Arbeits- und Ausbildungsplätze – all das prägte den Alltag vieler Jugendlicher in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die katastrophalen Lebensbedingungen führten dazu, dass Erziehungsheimplätze von den Behörden in einem Maße nachgefragt wurden wie nie zuvor im 20. Jahrhundert.

In Freistatt wurden nahtlos die alten Erziehungsgrundsätze und -methoden weitergeführt. Arbeit war immer noch das Haupterziehungsmittel, und insgesamt herrschte ein System struktureller Gewalt. Für die meisten Jungen war die Ankunft in Freistatt ein Schock. Sie mussten ihre Straßenkleidung ausziehen, ihre Haare wurden abgeschnitten, und sie bekamen eine Anstaltskluft.

In den 1950er- und 1960er-Jahren bestimmte weiterhin die Arbeit den Heimalltag. Dieser hatte

Freiheitsliebend und rebellisch: Den jungen Menschen wurde in den 1970er-Jahren zunehmend mehr Individualität zugestanden.

reibungslos zu funktionieren und war an militärischem Drill ausgerichtet. Die exakte Einhaltung aller Regeln wurde kontrolliert und bei kleinsten Übertretungen mit entwürdigenden Strafmaßnahmen sanktioniert. Eine Entlohnung für die Arbeit gab es nicht, es wurden keine Beiträge in die Sozial- und Rentenversicherung eingezahlt.

Die 1970er-Jahre brachten den Umbruch. Es kam zu grundlegenden Veränderungen in der Freistätter Erziehungsarbeit. Manche Diakone reagierten abwehrend auf die Neuerungen. Einige Erzieher hingegen arbeiteten mit neuen Ideen. Sie wollten den Veränderungsprozess voranbringen. Der Förderbedarf des einzelnen Jugendlichen und seine Vorbereitung auf den Alltag wurden wichtiger und individueller. Schulische Bildung, Berufsausbildung und eine sinnvolle Freizeitgestaltung gehörten dazu. Die Mitarbeiterschaft erweiterte sich um gut ausgebildete Fachkräfte, wie Psychologen, Sozialarbeiter oder Heilpädagogen.

Insgesamt fand seit den 1970er-Jahren in der Diakonie Freistatt eine stärkere Ausdifferenzierung der Unterstützungsbereiche statt. Neue Hilfefelder entstanden, und die Angebote verteilten sich zunehmend auch auf Standorte in der Region und in ganz Niedersachsen.

■ Text: Gunnar Kreutner | Bild: Hauptarchiv Bethel

125 Jahre Freistatt

2007 fusionierte die Diakonie Freistatt mit dem Birkenhof Hannover. Alle Hilfefelder sind im Unternehmensbereich Bethel im Norden gebündelt. Anlässlich des 125-jährigen Bestehens von Freistatt wird DER RING in den kommenden Ausgaben über die Entwicklung und die aktuellen Herausforderungen der einzelnen Arbeitsbereiche von Freistatt berichten – dazu zählen neben der Jugendhilfe und der Wohnungslosenhilfe der Schulverbund, die Suchthilfe, die Eingliederungshilfe, die Altenhilfe, Produktionsbetriebe sowie die Naturschutz- und Landschaftspflege.

Grenzgänger zwischen den dicken Brettern

Recht und Gerechtigkeit sind nicht dasselbe. Wenn aber einer Recht studiert, um Gerechtigkeit zu schaffen, dann wird das erste zum Mittel für die richtige Sache. »Ich war nie der klassische Jurist«, sagt Udo Zippel von sich selbst. Ihm geht es ums praktische Handeln und Umsetzen. Gerechtigkeit war dabei schon eines seiner Lebensthemen, als sein juristischer Lebensweg noch gar nicht vorgezeichnet war. Auch als Kaufmännischer Vorstand von Eben-Ezer und zuletzt als Vorstandsmitglied der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel hatte Udo Zippel immer die Chancengleichheit für Menschen mit Einschränkungen im Blick. Ende April rückt nun sein Ruhestand in Sichtweite.

Der Krieg und die Schrecken des Nationalsozialismus dürfen sich nie mehr wiederholen. Das lernte Udo Zippel von seinem Vater. Der Gedenkort für Opfer der Euthanasie in Eben-Ezer ist ihm sehr wichtig.

»Ich freue mich darauf, dann meine Zeit wieder selbst einteilen zu dürfen«, sagt der 66-Jährige und lächelt. An ein ruhiges Auslaufen in den letzten Dienstjahren war nicht zu denken. Eben-Ezer als fünfte Stiftung in den Verbund der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel zu integrieren war eine rechtliche Mammutaufgabe – und ein Stundenfresser. »Ich muss ein großes Kompliment an alle beteiligten Kolleginnen und Kollegen machen, alle haben immer einen guten Ton getroffen, und ich bin sehr optimistisch, dass sich die Zusammenarbeit weiter so gut entwickeln wird«, sagt Udo Zippel.

Notwendig wurde die Partnerschaft, weil die Einschnitte im sozialen Bereich und der vorgeschriebene Platzabbau in der Eingliederungshilfe Eben-Ezer mittelfristig vor große Probleme gestellt und die Möglichkeiten für Entwicklungen und Innovationen abgenommen hätten. Mit Pastor Dr. Bartolt Haase war sich Udo Zippel einig: »Wir haben frühzeitig eine Lösung gesucht, um nicht erst unter großem wirtschaftlichen Druck handeln zu müssen.«

2006 übernahm Udo Zippel den Kaufmännischen Vorstand in Eben-Ezer. Zu der Zeit stand die große Aufgabe und Frage an, wie das klassische Anstaltsgelände in Lemgo aufgelöst und von einem rechtlichen Sondergebiet in ein inklusives Wohngebiet umgewandelt werden kann. »Dieser Regionalplan im Regierungsbezirk ist jetzt nach vielen Jahren abgeschlossen, was mich sehr freut. Die ersten zwölf Familien haben schon gebaut, 40 Wohneinheiten werden es insgesamt. Wir werden ein ganz normaler Stadtteil.«

Normalität – nicht Sonderrollen. Gemeinschaft – nicht Ausgrenzung. Das sind Grundvoraussetzungen für Gerechtigkeit. Dass diese nicht selbstverständlich ist, hat der gebürtige Lipper als Kind selbst erfahren müssen. »Obwohl – ein waschechter Lipper ist man eigentlich erst ab der dritten Generation«, sagt Zippel und lacht. Sein Vater kam nach der Kriegsgefangenschaft aus Westpreußen als Kriegsflüchtling nach Lemgo. Die Geschwister mussten für den Lebensunterhalt der Familie bei der sogenannten Heimarbeit mit anpacken. »Wir haben zu Hause für die Firma Staff Porzellanfassungen für Glühbirnen zusammengeschraubt.« 500 Einheiten davon passten in den Kofferraum. Täglich kamen neue.

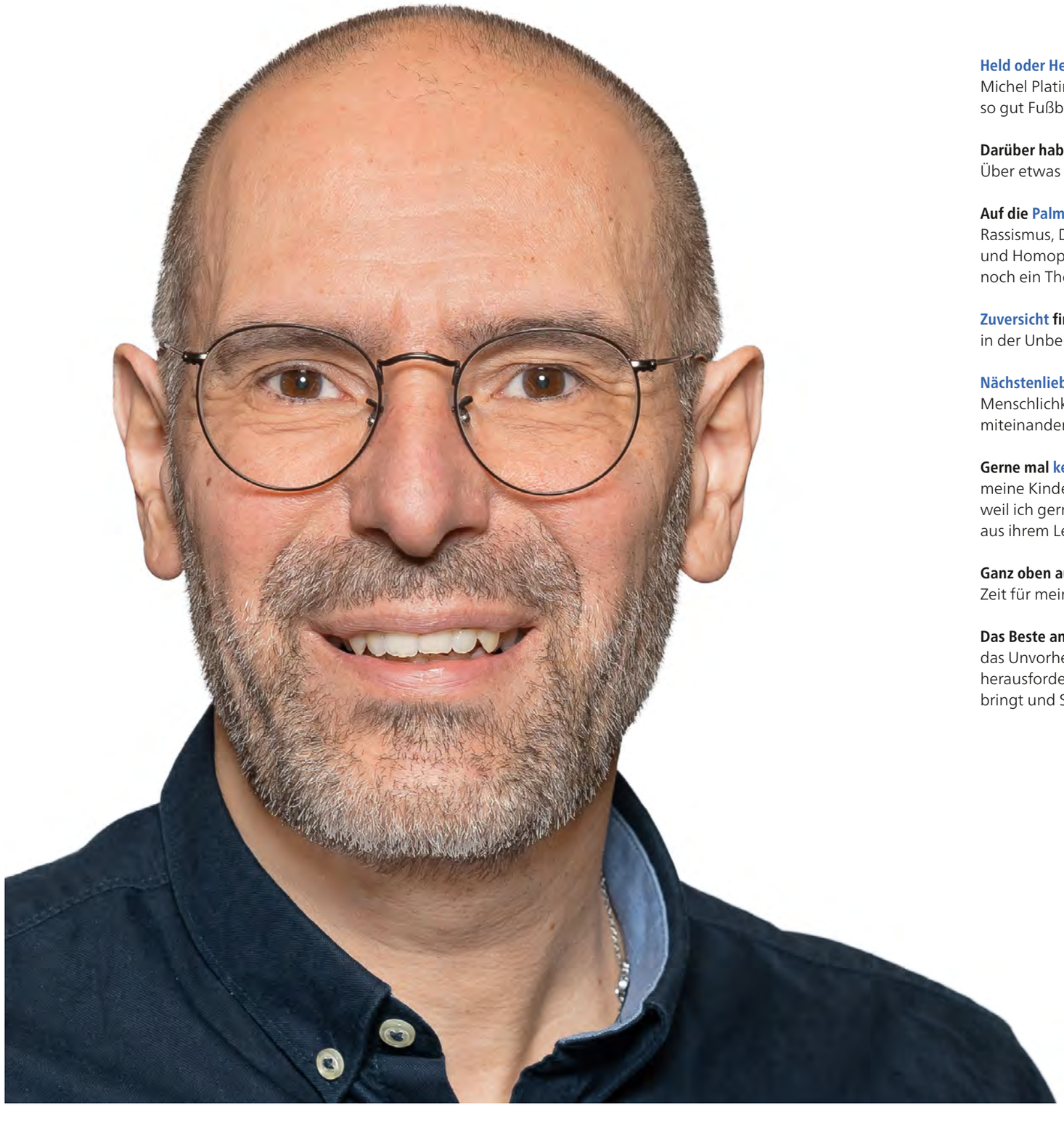
Obwohl Udo Zippels Noten gut genug für das Gymnasium waren, ließen ihn einige Lehrer spüren, dass er nicht dazugehörte. »Sie sagten: Als Arbeiterkind hast Du hier nichts zu suchen«, erinnert er sich. Seine früh verstorbene Mutter ließ sich das nicht gefallen. »Sie fragte mich: Wollen wir das zusammen durchstehen? Das hat mich sehr geprägt«, sagt Udo Zippel rückblickend. Der Sohn bleibt auf dem Gymnasium. Macht Abitur. Studiert Jura. Denn da ist dieses neblige Gerechtigkeits- und Ungerechtigkeitsgefühl. Richter wäre nicht schlecht.

Die zweite wesentliche Prägung kommt durch den Vater, der anders als andere viel von den Schrecken des Krieges erzählt. »Er sagte mir: Das darf nie wieder passieren.« Udo Zippel wählt den Zivildienst, engagiert sich in der Kirchengemeinde. Später wird er Kirchenjurist im lippischen Landeskirchenamt. Dort ist er auch zuständig für die Diakonie. »Das Miteinander von verfasster Kirche und Diakonie ist leider immer noch ein dickes Brett«, sagt Udo Zippel, der beide Seiten als Grenzgänger kennt. Die Praxisnähe der Diakonie ist ihm näher. Näher am Menschen. Als 2001 zunächst das Diakonische Werk der lippischen Landeskirche und später die Stiftung Eben-Ezer rufen, wechselt er die Schreibtischseite. »Aber Diakonie kann nicht ohne die Kirche«, betont Udo Zippel.

Wie gut diese Nähe funktionieren kann, zeigt sich in einem Tätigkeitsfeld, das heute ein Aushängeschild von Eben-Ezer ist: den Kitas. »Das war eigentlich kein klassisches Feld«, sagt Udo Zippel. Doch als sich immer mehr Kirchengemeinden von ihren Kitas trennen wollen, baut er den neuen Bereich ab 2009 mit auf. Heute ist die Stiftung der größte diakonische Träger von Kitas weit und breit. Der Wissenstransfer nützt auch dem Verbund. Zukünftig sollen auch die Kitas aus Bethel von Eben-Ezer betrieben werden. Alles ist juristisch auf dem Weg. Jetzt ist Zeit.

■ Text: Johann Vollmer | Bild: Christian Weische

Nahaufnahme



Thomas Binroth ist Leiter des Hotels Grenzfall in Berlin, eines Inklusionsbetriebs der Stiftung Lobetal. In unserer Nahaufnahme verrät er sein verborgenes Talent, den besonderen Reiz seines Berufs und was ihn auf die Palme bringt.

Held oder Heldin meiner Kindheit war …
Michel Platini – ich wollte als Kind immer so gut Fußball spielen können wie er.

Darüber habe ich mich zuletzt so richtig gefreut:
Über etwas Sonnenschein im winterlichen Berlin.

Auf die Palme bringt es mich, wenn …
Rassismus, Diskriminierung, Ausgrenzung und Homophobie in unserer heutigen Zeit noch ein Thema sind.

Zuversicht finde ich …
in der Unbekümmertheit meiner Kinder.

Nächstenliebe bedeutet für mich …
Menschlichkeit und ein respektvoller Umgang miteinander.

Gerne mal kennenlernen möchte ich …
meine Kinder, wenn sie später erwachsen sind, weil ich gerne wissen möchte, was sie einmal aus ihrem Leben gemacht haben.

Ganz oben auf meiner To-do-Liste steht, …
Zeit für meine Hobbys zu finden.

Das Beste an meinem Beruf ist …
das Unvorhersehbare, weil das zwar herausfordernd ist, aber auch Abwechslung bringt und Spaß macht.

Mein perfekter Feierabend …
wäre, diesen pünktlich zu haben und dann am liebsten mit selbstgebackenem Kuchen und gutem Espresso zuhause im Garten bei angenehm warmem Wetter und Sonnenschein.

Mein verborgenes Talent:
Exceltabellen erstellen, möglichst mit verschachtelten Funktionen.

Wenn morgen die Welt untergeht, würde ich …
es heute nicht wissen.

Angst habe ich vor …
allem davor, den Blick auf das Wesentliche zu verlieren und Kleinigkeiten nicht mehr schätzen zu können.

Meine schlimmste Jugendsünde war …
nicht der Rede wert.

Diese drei Dinge nehme ich mit auf eine einsame Insel:
meine Familie, ein Radio und eines meiner Fahrräder, weil ich ohne einfach nicht kann.

Meine Traumreise geht …
nach Neuseeland.

Mein Song für die Ewigkeit:
»How Soon Is Now« von The Smiths, weil dieser Song mich jetzt bereits mehr als mein halbes Leben begleitet.

■ Bild: Frederic Schweizer

Menschennah | Geschichten auf bethel.de

Jede Veränderung hat sie stärker gemacht

»Zuhause« ist für Senada Joldic nicht nur Berlin, sondern auch Bosnien, wo sie geboren und aufgewachsen ist. Als dort der Krieg ausbrach, floh sie vom Balkan und kam durch die Tante ihres Mannes in Berlin unter. »Ich habe immer gedacht, der Krieg dauert nicht so lange, und ich bin in drei Monaten wieder zurück. Und jetzt bin ich seit 30 Jahren hier.«

Ein langer Zeitraum, in dem Senada Joldic schon viele Umbrüche miterlebt hat: »Der Arbeitgebername hat gewechselt, aber ich bin immer dageblieben«, erzählt die Krankenpflegerin lächelnd und bringt damit ihre über 30-jährige berufliche Laufbahn auf den Punkt. Seitdem die Berlinerin 1993 als Krankenschwester gestartet ist, hat sie schon mehrere berufliche Umzüge innerhalb der Hauptstadt miterlebt. 2017 folgte dann der vorerst letzte in die Wohneinrichtung »Warschauer Höfe inklusiv« im hippen Stadtteil Friedrichshain. In dem ehemaligen Fabrikgebäude kümmert sich Senada Joldic nun schon seit sieben Jahren um Menschen mit geistiger Behinderung und psychischer Erkrankung: »Es war immer wie ein Neustart, aber jede Veränderung hat mich stärker gemacht.«

Zum Standort in Ost-Berlin muss die Wahl-Charlottenburgerin eine Stunde quer durch die Hauptstadt pendeln. Das macht ihr aber nichts aus, denn sie fühlt sich in Friedrichshain wohl – auch weil die Bewohnerinnen und Bewohner im bunten Kiez sehr gut angenommen werden. Generell sind deren Anliegen die große Motivation der 62-Jährigen, täglich mit einem Lächeln zur Arbeit zur kommen. 18 Jahre lang hat die Krankenpflegerin in drei Schichten gearbeitet. Seit drei Jahren arbeitet Senada Joldic nur noch im Frühdienst: wecken, Frühstück machen, Arbeitsvorbereitung, Arztgespräche begleiten: »Die Entwicklung und die Ziele der Bewohner haben mich hier gehalten. Ich habe nicht vergessen, was ich mit ihnen erlebt habe.« Im Umgang mit ihrer Gruppe, die aus sechs Klientinnen und Klienten besteht, sind ihr Beachtung und Akzeptanz ganz wichtig: »Wenn mir das Team nicht gefällt, kann ich wechseln. Die Bewohner können das nicht. Deswegen ist es so wichtig, dass sie sich wohlfühlen«, sagt sie.

Charakteristisch für Senada Joldic sind ihr Ehrgeiz und Tatendrang: »Ich bin ein Arbeitstier. Wenn ich da bin, dann zu 100 Prozent.« Das wissen besonders die Kollegen und Bewohner zu schätzen, die sie als sehr lösungsorientierten Menschen wahrnehmen. Freude bereitet ihr auch die Zusammenarbeit mit der jüngeren Generation. »Deren Entwicklung ist so rasant. Ich lerne jeden Tag noch etwas dazu.« Wenn Senada Joldic die Warschauer Höfe zum Feierabend verlässt, kann sie aber auch schnell abschalten – vorzugsweise beim Fitness und Yoga: »Ich mache gerne Sport und bin zuhause ein totaler Familienmensch.«

Über ihren Start in Deutschland muss die Frohnatur rückblickend schmunzeln. Ihr größtes Hindernis war anfangs die schwierige Sprache: »Ich konnte fachlich alles, aber mich nicht verständigen.« Im bunten, multikulturellen Berlin fühlte sich Senada Joldic aber schnell heimisch. Besonders schätzt sie hier die Demokratie und Vielfalt sowie den Status und die Rechte von Frauen. »Dieses Land hat mir sehr viel gegeben, und das möchte ich gerne zurückzahlen.«

Text: Simon Steinberg | Bild: Matthias Cremer

Alle Geschichten auf **bethel.de**

Hochkonzentriert bereitet Senada Joldic die Medikation für die Klientinnen und Klienten ihrer Wohngruppe vor.

»Überall, wo Diakonie draufstand, war auch Stasi drin«

Reinhard Neumann von der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth ist seit elf Jahren einem »misslungenen Diskurs« auf der Spur. Im Stasi-Unterlagen-Archiv in Berlin forscht der Bielefelder Historiker und Buchautor zum Thema »Diakonie und Stasi in der DDR«. Rund 35.000 Aktenseiten hat der 68-Jährige inzwischen durchforstet und bearbeitet. DER RING sprach mit Reinhard Neumann über seine Arbeit.

■ Bild: @ Anelo – Adobestock.com

Reinhard Neumann.

Herr Neumann, Sie sprechen im Titel Ihres Forschungsprojekts von einem »misslungenen Diskurs«, den Sie analysieren. Was meinen Sie damit?
Diskurs bedeutet ja, mit anderen Themen und Meinungen zu diskutieren, Standpunkte zu erörtern – das alles war zwischen DDR-Staat und Diakonie nicht möglich. Kirche und Diakonie passen mit ihrem christlichen Weltbild nicht in ein sozialistisches Gesellschaftssystem, das ausgeprägt atheistisch ist und zudem den absoluten Machtanspruch hat.

Und darum wurden Kirche und Diakonie äußerst misstrauisch beäugt.
Ja, der DDR-Staat wollte alles über seine Bürger wissen, und Kirche und Diakonie waren die einzigen Bereiche, die nicht staatlich organisiert waren und auf die er keinen direkten Zugriff hatte. Mit dem Ministerium für Staatssicherheit schuf die DDR bezogen auf die Bevölkerungsgröße den größten Geheimdienst weltweit. Die Stasi war auch im Bereich von Kirche und Diakonie erfolgreich. Die Akten zeigen: Überall, wo Diakonie draufstand, war auch Stasi drin.

Das heißt?
Die diakonischen Strukturen waren durchweg unterwandert von Inoffiziellen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Stasi. In den Stasi-Akten im Bundesarchiv werden sie unter Pseudonymen aufgeführt. IM Kurt und IM Christine bespitzelten zum Beispiel Diakonenfamilien in Lobetal. Auch die minderjährigen Kinder hatten sie im Visier. In Neinstedt war der zweite Anstaltsleiter IM Steinmetz, und IM Bellini war dort der Chefarzt. Als ich alte Ausgaben des RINGs durchgeguckt habe, bin ich übrigens auf ein Lobetaler Foto gestoßen, auf dem auch zwei Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi zu sehen sind.

Sie dürfen aber nicht sagen, wer die »IMs« waren?
Nein, das ist streng geregelt. Das Stasi-Unterlagengesetz macht sowohl den Opfer- als auch den Täterschutz zur Auflage. Wenn ich mich als Wissenschaftler nicht daranhalte, mache ich mich strafbar. Die Akten werden mir nie im Original, sondern immer als Fotokopie ausgehändigt. Auf den Duplikaten ist alles Personenbezogene geschwärzt, aber trotzdem lassen sich, wenn man 35.000 Seiten analysiert, Rückschlüsse ziehen. 2026 werde ich ein Buch zu meiner Forschung veröffentlichen. Bevor ich da aber eventuell einen Klarnamen nenne, kläre ich mit dem juristischen Dienst des Bundesarchivs ab, ob ich das darf.

Wie gelang es der Stasi, Menschen aus Kirche und Diakonie als Spitzel zu rekrutieren?
Der zweite Anstaltsleiter in Neinstedt zum Beispiel hatte in den Kriegswirren sein Zweites Theologisches Examen nicht ablegen können, arbeitete aber als ordinierter Pfarrer – damit war er erpressbar. Menschen in einem totalitären System unter Druck zu setzen ist nicht schwer: Mach mit oder Du verlierst Deine Arbeit, Deine Kinder dürfen nicht studieren, wir sorgen dafür, dass Du ins Gefängnis kommst. Und wer nicht erpressbar ist, den lockt man mit finanziellen und materiellen Vorteilen, oder man packt ihn bei seiner Eitelkeit: Wenn Du für uns arbeitest, bekommst Du den Doktortitel. ▶

Schutz für Verfolgte

1988 kamen die Bürgerrechtler Freya Klier und Stefan Krawczyk sowie weitere Dissidenten aus der Stasi-Haft frei und fanden für kurze Zeit Zuflucht im Quellenhof in Bielefeld-Bethel, einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Deren Leiter, der 2016 verstorbene Diakon Martin Braune, vermittelte zu DDR-Zeiten mit seinem Bruder Werner Freikäufe von DDR-Dissidenten. Martin Braune lebte im Westen, sein Bruder im Osten. Ihr Vater war Lobetal-Leiter Paul-Gerhard Braune.

In den Mittelpunkt Ihrer Forschung haben Sie die Evangelische Stiftung Neinstedt bei Quedlinburg gestellt. Warum?
Die Stasi-Unterlagen enthalten Hinweise zu vielen Bereichen der Diakonie in Ost und West. Auf die Neinstedter Stiftung konzentriere ich mich, weil die früheren Neinstedter Anstalten eine der größten diakonischen Einrichtungen der DDR waren und weil die heutige Stiftung ihre Geschichte mit absoluter Offenheit aufarbeitet. Den gut 40 Jahre andauernden Konflikt zwischen Stasi und Diakonie an ihrem Beispiel zu erforschen lag daher für mich nahe.

Lobetal wurde während der DDR-Zeit von Bethel unterstützt. Wie sah diese Unterstützung aus?
Mitarbeiter von Diakonie und Kirche waren in der DDR stark benachteiligt: Auf andere Arbeitsplätze konnten sie nicht wechseln, der höhere Bildungsweg war ihnen verschlossen, und sie hatten materielle Einbußen. Deswegen wurden »Spendenpatenschaften« organisiert. Auch in Bethel. Für die Nazareth-Diakone, die in Lobetal tätig waren, und für alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die der evangelischen Kirche angehörten und seit fünf Jahren in Lobetal arbeiteten, wurden Konten eingerichtet. Die älteren Nazareth-Diakone in Lobetal hatten außerdem Anspruch auf eine von Nazareth bzw. Bethel gezahlte Rente.

Waren die Konten denn für die Lobetaler zugänglich?
Direkt nicht. Aber sie wurden von ihren westdeutschen Paten gefragt, wofür das Geld verwendet werden sollte, und dann bestellten diese das Gewünschte im Genex-Versandkatalog der DDR, zum Beispiel ein Auto. Das wurde über das Konto in D-Mark bezahlt und dann ohne die sonst übliche Wartezeit geliefert. Der »Genex Geschenkdienst« war eine wichtige Devisenquelle der DDR.

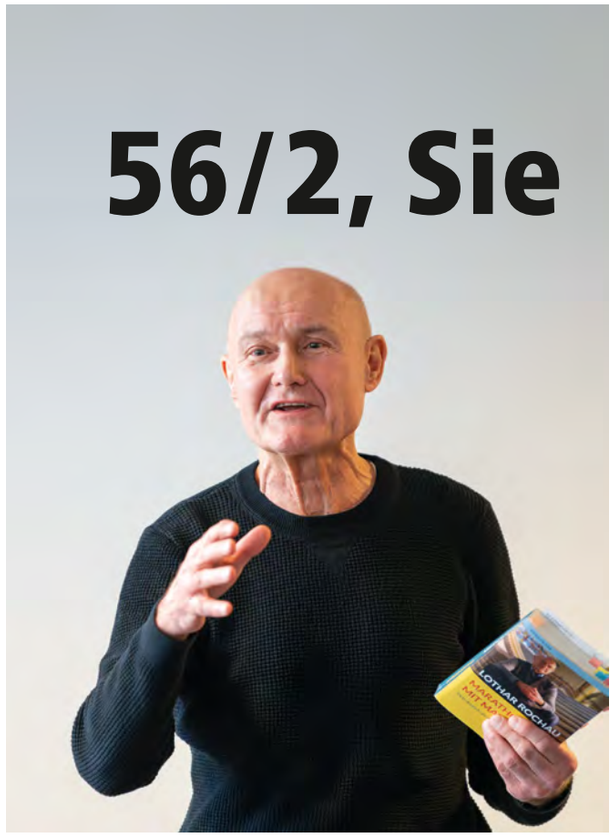
Warum hat die DDR als totalitärer Staat Kirche und Diakonie eigentlich nicht einfach abgeschafft?
Zum einen hat man sich aus außenpolitischen Gründen davor gescheut und wollte sie durch Repressalien »aussterben« lassen, und man konnte hierhin natürlich Menschen abschieben, die wegen ihrer Behinderung oder Erkrankung nicht produktiv und darum unwillkommen waren. Zum anderen waren Kirche und Diakonie eine bedeutende Finanzquelle. Die Grenzsicherung, der Mauerbau – das alles kostete viel Geld, und dieses wurde seit 1966 mit Hilfe der KoKo, des Bereichs Kommerzielle Koordinierung, herangeschafft. Die KoKo war ein Imperium von rund 150 weltweit operierenden Firmen.

Wie funktionierte die KoKo im Bereich der Diakonie?
Die West-Diakonie lieferte den KoKo-Firmen für diakonische Baumaßnahmen in der DDR den Gegenwert an Industriegütern. Damit konnte die DDR-Diakonie Bauleistungen beim DDR-Staat einkaufen. Dabei wurde der Wert der Leistung in DDR-Mark eins zu eins in D-Mark umgerechnet. Über die Koko liefen auch die Häftlingsfreikäufe. Die Bundesrepublik setzte dafür über die West-Diakonie zwischen 1962 und 1989 gut drei Milliarden D-Mark ein. Mit dem Geld besorgte sie Industriegüter, die die DDR auf dem Weltmarkt gegen Devisen verkaufen konnte. Die Direktzahlung bei den Freikäufen vermied die Bundesrepublik, um sich nicht dem Vorwurf des Menschenhandels auszusetzen.

Auch die Koko arbeitete eng mit der Stasi zusammen, und auch hier kundschafteten Inoffizielle Mitarbeiter Personen aus. Was sagen Sie zum Täterschutz?
Als Historiker ist es meine Aufgabe, Daten und Fakten zu erforschen, aber nicht, sie nach meiner persönlichen Meinung zu bewerten. Mir geht es nicht darum, Menschen an den Pranger zu stellen. Wir sind alle Teil eines Systems, und ich will herausfinden, wie sich ein totalitäres System 40 Jahre am Leben halten konnte – ein sozialistischer Staat, der sich zwar die Menschenliebe auf die Fahnen geschrieben hatte, seine Bürger aber nur drangsalierte. Wie funktioniert das? Und wie war es möglich, dass dieser Staat durch eine Friedliche Revolution beendet wurde?

■ Interview: Petra Wilkening | Bild: Christian Weische

56/2, Sie sind gegen uns!



Mit 105 Inoffiziellen Mitarbeitern der Stasi habe er zu tun gehabt, berichtet Lothar Rochau. Sogar von seinem Rechtsbeistand und seinem Schwager wurde der Neinstedter Diakon bespitzelt. In der Veranstaltungsreihe »Pulsschlag – Theologie für den diakonischen Alltag« gab Lothar Rochau Ende Februar in Bielefeld-Bethel Einblicke in sein Leben in der DDR.

Es sind die 1960er-Jahre. In Weißensee im atheistischen Elternhaus wird Lothar Rochau im Sinne der sozialistischen Staatsideologie erzogen. Der Jugendliche schließt sich aber den »Gammlern und Trampern« an, besucht Rockkonzerte und liest Bücher von Hesse, Böll und Fromm. Als die ersten Freunde in den Jugendarrest kommen, schicken ihn seine Eltern zur Nationalen Volksarmee. Für ihn ist der Wehrdienst seine »Eiszeit« – geprägt von Demütigungen und Sadismus. Es sei darum gegangen, die jungen Menschen zu brechen.

Nachdem der junge Mann Anfang der 1970er-Jahre die Bergpredigt kennenlernt, fragt er in den damaligen Neinstedter Anstalten nach, ob ein Hilfspfleger gebraucht wird. Schließlich folgt die Ausbildung zum Diakon. 1977 beginnt Lothar Rochau in Halle-Neustadt seine Tätigkeit als Jugenddiakon des Kirchenkreises.

Die offene Jugendarbeit von Lothar Rochau mit Themen wie Frieden, Umweltschutz und Menschenrechte gerät schnell ins Visier des Ministeriums für Staatssicherheit. Die Inoffiziellen Mitarbeitenden, die Lothar Rochau umgeben, haben den Auftrag, die fehlenden Beweise zu schaffen, ihn dafür auch zu kriminellen Handlungen zu bewegen.

Auch der Kirche ist Lothar Rochau ein Dorn im Auge. Der Diakon störe mit seiner Arbeit das gute, vertrauensvolle Verhältnis zwischen Staat und Kirche, zitiert Lothar Rochau einen Vorwurf. Anfang 1983 ist es soweit: »Seine« Kirche entlässt ihn. Kurz darauf verhaftet ihn die Stasi, und er wird zu drei Jahren Haft verurteilt. Ab jetzt ist er nur noch eine Nummer: die 56/2 im Roten Ochsen. Roter Ochse, das ist eine Justizvollzugsanstalt in Halle, »56« die Zellennummer von Lothar Rochau, und die »2« steht für seine Pritsche.

»Wer nicht für uns ist, ist gegen uns« lautet die Devise des DDR-Regimes. Die Verhörspezialisten wenden die »Operative Psychologie« an; ihr Ziel ist es, Gegner in kürzester Zeit zu »zersetzen«. Selbstmorde, so Lothar Rochau, hätten aber vermieden werden sollen; nicht zuletzt, um die Regime-Kritiker an den Westen verkaufen zu können. Auch er wird noch 1983 von der Bundesrepublik freigekauft.

Einen Tag nach der Grenzöffnung kehrte Lothar Rochau zurück in die DDR. Bis 2007 leitete der heute 71-Jährige das Jugendamt in Halle und wechselte dann ins Wirtschaftsdezernat der Stadt, wo er bis 2017 arbeitete. 40 Jahre habe er um seine Rehabilitierung in der Kirche gekämpft, sagt der Diakon. Im vergangenen Jahr erkannte der Landesbischof der Evangelische Kirche in Mitteldeutschland die Schuld der Kirche an.

■ Text: Petra Wilkening | Bild: Christian Weische

»Ich erlebe hier echte Sternstunden«

Seit Januar 2023 nimmt sie den deutschlandweit ersten Lehrstuhl »Medizin für Menschen mit Behinderung, Schwerpunkt psychische Gesundheit« an der Universität Bielefeld ein: Universitätsprofessorin Dr. Tanja Sappok ist zugleich Direktorin der Universitätsklinik für Inklusive Medizin am Krankenhaus Mara in Bielefeld-Bethel. Im Interview zieht sie eine erste Bilanz und spricht über spannende Rollenwechsel und Impulse für das Gesundheitswesen.

Frau Prof. Sappok, Sie sind nun seit 15 Monaten im Betheler Krankenhaus Mara. Wie fällt Ihr erstes Fazit aus?
Ich bin total zufrieden, denn es ist viel passiert in dieser ersten Zeit. Meine Kollegin Kerstin Denter aus dem Büro nebenan sagt immer: »Wir lassen keinen Stein auf dem anderen.« So ist es, und so war es ja auch gedacht. Es ist sowohl klinisch – und damit meine ich die Patientenversorgung genauso wie die Entwicklung der Abteilungen – als auch auf universitärer und politischer Ebene viel in Bewegung.

Schauen wir zunächst auf das Klinische. Bevor Sie nach Mara kamen, sagten Sie, Sie wünschten sich hier eine engere Verzahnung von Innerer Medizin, Chirurgie und der neu dazugekommenen Psychiatrie. Wie ist der aktuelle Stand? ▶

Universitätsprofessorin Dr. Tanja Sappok bringt frischen Wind in das Krankenhaus Mara.

Mit den Mitarbeitenden, wie hier Gesundheits- und Krankenpflegerin Katrin Thiel (l.), ist Tanja Sappok gern und häufig im Gespräch.

Neue Professuren

Für zwei weitere Professuren an der Universitätsklinik für Inklusive Medizin am Krankenhaus Mara laufen aktuell Berufungsverfahren. Es handelt sich um W2-Professuren für Innere Medizin bzw. Mensch-Umwelt-Interaktion bei Störungen der Intelligenzentwicklung. Neben diesen personellen Neuerungen stehen in Mara bauliche Veränderungen an. So soll nach einem Umbau noch in diesem Jahr eine Psychotherapie-Station eröffnet werden, »damit wir auch schwerstkranke Menschen mit psychischen Erkrankungen hier behandeln können«, wie Prof. Sappok erläutert.

Wir haben viel umgesetzt. Ich kann das an einem Beispiel aufzeigen: Wir hatten einen Mann mit einer Autismus-Spektrum-Störung bei uns, der über Magenbeschwerden klagte. Also ein Fall für die Innere Medizin. Doch es waren von Beginn an Kolleginnen und Kollegen aus der Chirurgie und der Psychiatrie dabei, was sich im weiteren Verlauf als sehr hilfreich erweisen sollte. Es stellte sich nämlich heraus, dass der Patient eine seltene Form einer Essstörung hat, das Pica-Syndrom. Das heißt, er isst Gegenstände, die nicht zum Essen gedacht sind. Das ist ein Phänomen, das man manchmal bei Menschen mit Intelligenzstörung feststellt. Untersuchungen zeigten, dass der Gegenstand in seinem Magen sich nicht über die Speiseröhre ausführen ließ. Eine Operation war unumgänglich, und somit war die Chirurgie involviert. Die Psychiatrie kam ins Spiel, weil wir mit dem Patienten und seinen Bezugspersonen daran gearbeitet haben, dass er künftig keine Gegenstände mehr isst.

Mehr und frühzeitigere Kommunikation ermöglicht also eine Verbesserung für Patienten und Patientinnen.
Genau. Daher haben wir auch die Vernetzung mit dem Evangelischen Klinikum Bethel vorangetrieben. Es gibt mehr Austausch als früher, etwa gemeinsame Chefarztvisiten und Fachkonferenzen. Monatlich kommt ein Oberarzt aus der Kardiologie zu uns, und dann versammeln wir uns um ungewöhnliche Fälle und überlegen, wie Lösungen aussehen könnten. Und wir nehmen regelmäßig an den »Tumor Boards« im EvKB teil. Das sind nur zwei Beispiele für viele inzwischen standardisierte Kooperationen. Dabei erlebe ich echte Sternstunden, weil sehr unterschiedliche Ansätze und Sichtweisen zusammenkommen und am Ende alle zum Wohl der Patientinnen und Patienten voneinander lernen. Das ist eine ständige Weiterbildung, ein ständiges »training on the job«.

Wie beurteilen Sie die Kooperation mit der Universität Bielefeld?
Ebenfalls sehr positiv. Für mich ist es eine große Bereicherung, als Lehrende an einer Universität zu arbeiten und ein Wissenschaftsteam von inzwischen zwölf Mitarbeitenden aufzubauen, die promovieren oder an verschiedenen Projekten arbeiten, zum Bespiel am Projekt »GUT«. Hierbei untersuchen wir mit Bethel.regional die soziale Teilhabe und Gesundheitsversorgung von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung und schweren Verhaltensauffälligkeiten in NRW. Ein anderes Projekt beginnt im April: »Expert:innen in eigener Sache«. Das führen wir gemeinsam mit der Betheler Universitätsklinik für Epileptologie durch. Finanziert wird es von der Stiftung »Innovationen in der Hochschullehre«. Herr Prof. Brandt und ich entwickeln hierbei mit Menschen mit Beeinträchtigungen Lehrformate, um diese als Dozentinnen und Dozenten in die medizinische Lehre einzubinden.

Mit dem Rollenwechsel vom Patienten zum Dozenten haben Sie in Mara ja schon Erfahrungen gesammelt.
Wir haben in der Ausbildung der Medizinstudierenden, die bei uns in Mara am Krankenbett lernen, von Anfang an darauf geachtet, dass Menschen mit Beeinträchtigungen einbezogen werden. Es ist spannend zuzusehen, wenn Studierende begreifen: Der Mensch hier vor mir ist jetzt nicht Patient, sondern Lehrender. Die Menschen mit Beeinträchtigung, die ich eingebunden habe, haben dank dieser Aufgabe Selbstbewusstsein, ein neues Selbstverständnis und Freude entwickelt.

Für Medizinstudierende an der Universität Bielefeld ist die Behindertenmedizin ein Pflichtfach. Wie groß ist das tatsächliche Interesse an dieser Disziplin?
Die Reaktionen sind unterschiedlich. Für einige ist es einfach ein Pflichtfach, andere finden die Behindertenmedizin total spannend. Ich werde auch von Leuten kontaktiert, die hier promovieren wollen oder nach Weiterbildungsmöglichkeiten fragen. Ich bin sicher, dass durch die Möglichkeit, hier hineinzuschnuppern, künftige Ärztinnen und Ärzte hierbleiben werden. Und die anderen haben zumindest mit diesem Personenkreis Kontakt gehabt, erste Erfahrungen gesammelt und Werkzeuge für eine gute medizinische Behandlung an die Hand bekommen.

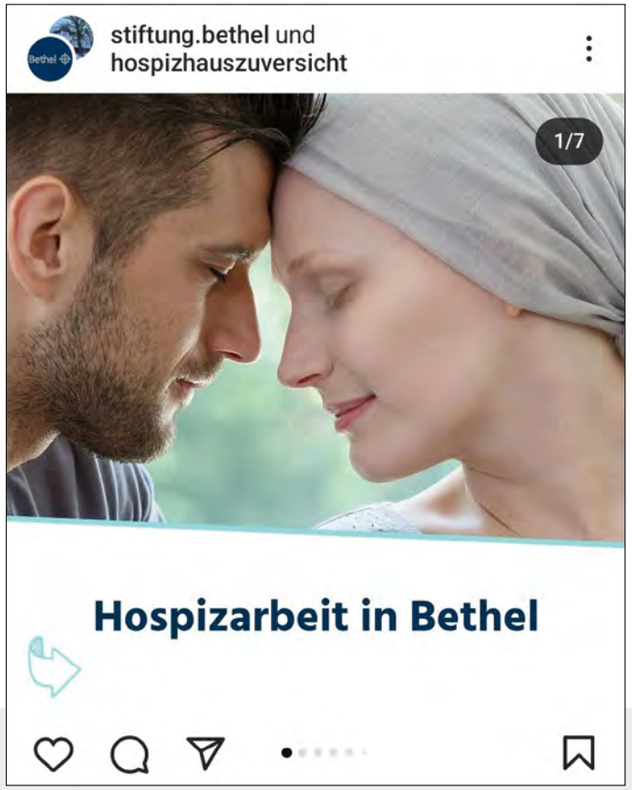
Vor Ihrem Dienstantritt am Krankenhaus Mara sagten Sie, die Behindertenmedizin in Deutschland liege im internationalen Vergleich »im guten Mittelfeld«. Wie beurteilen Sie die Entwicklung aktuell?
Es liegt Musik in der Luft. Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach ist im Rahmen des Koalitionsvertrags verpflichtet worden, einen Aktionsplan für ein barrierefreies, inklusives, diverses Gesundheitswesen zu entwickeln. Laut Herrn Lauterbach sind mehr als 3.000 Vorschläge in seinem Ministerium eingegangen. Die werden nun sondiert, um Maßnahmen für eine bessere Gesundheitsversorgung von Menschen mit Behinderungen zu erarbeiten.

Welche Impulse für die Debatte kann Bethel beitragen?
Wir können viel Inhalt liefern. Bethel verfügt über einen riesigen Schatz an Wissen und Erfahrung. Da kann man ruhig auf Mara verweisen: Diese Klinik hat in der Diagnostik und Behandlung von Menschen mit Behinderungen Modellcharakter.

Sie haben viel geschwärmt und gelobt. Wo hapert es aus Ihrer Sicht?
Wir benötigen bessere Finanzierungsmöglichkeiten. Gegenwärtig werden die Behandlungskosten für Menschen ohne Behinderungen angesetzt. Dabei sind die zeitlichen und personellen Bedarfe für Kranke mit einer kognitiven Beeinträchtigung viel höher. Es braucht eine neue Kostenschätzung, und deshalb werden wir zu Verhandlungen aufrufen.

■ Interview: Philipp Kreutzer | Bild: Christian Weische

Bethel online



Wertschätzende Worte

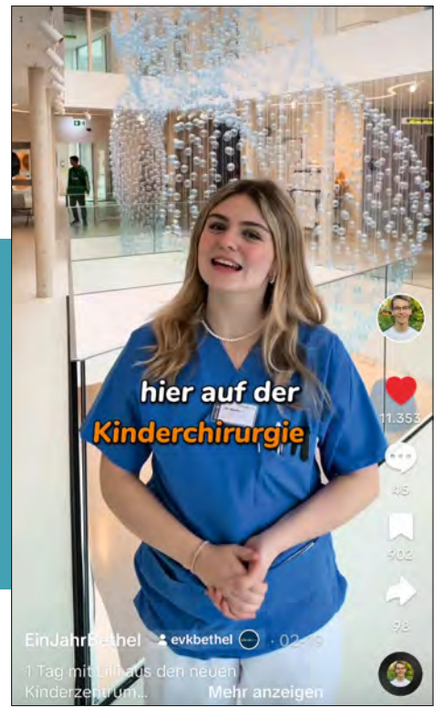
Auf Instagram erklärt @stiftung.bethel in einer Bilderstrecke, was Hospizarbeit bedeutet und welche verschiedenen Angebote es in Bethel gibt. Als Reaktion darauf gab es ein tolles Lob und Wertschätzung für alle, die sich für Menschen am Lebensende stark machen.

Ein Unternehmen – viele Nationen

Bethel im Norden ist Vielfalt! Das zeigte der Unternehmensbereich am Internationalen Tag der Muttersprache mit einem Video auf @stiftung.bethel bei Instagram. In dem Clip treten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus vielen verschiedenen Nationen vor die Kamera und erklären, welche Muttersprache sie sprechen.

Zahl des Monats

Mit einem viralen Erfolg startete @einjahrbethel auf TikTok. 135.880 Menschen sahen ein Reel, in dem Lilli aus dem Kinderzentrum Bethel-Influencer Lasse zeigt, wo sie arbeitet. Der kurze Film kam gut an: 11.353 Menschen war er ein Like wert – absoluter Rekord für einen SocialMedia-Beitrag aus Bethel!



Pixi-Buch aus Bethel

Seit 70 Jahren gibt es Pixi-Bücher. Einfühlsam erklären sie Kindern die Welt. Jetzt ist »Majas Papa ist Heilerziehungspfleger« erschienen. Bethel.regional hat das Minibuch gemeinsam mit dem Carlsen Verlag aufgelegt, um das Berufsfeld der Heilerziehungspflege vorzustellen. Die Kinder Milo und Maja begleiten einen Tag lang ihren Vater Till, der in einem Wohnangebot für Menschen mit Behinderungen arbeitet.

Das 24-seitige Buch soll nicht nur über die Heilerziehungspflege informieren und Begeisterung für den Beruf wecken, sondern auch die Unternehmenskultur des Stiftungsbereichs und die Menschen, die sie prägen, abbilden. Wer sich zu dem Pixi-Buch austauschen oder eine größere Stückzahl bestellen möchte, kann sich an hep.pixi@bethel.de wenden. Außerdem ist das Buch zum Preis von 99 Cent in Bielefeld-Bethel unter anderem bei der Brockensammlung und der Buchhandlung sowie in Hagen bei der Betheler Manufaktur Handwerk erhältlich.

Treffen nach 50 Jahren

Hamburg, München, Riesa, Toulouse – einige haben weite Wege für dieses Wiedersehen auf sich genommen. Genau 50 Jahre nach ihrem Examen zur Kinderkrankenschwester in Bethel haben sich 10 der damals 13 Absolventinnen jetzt noch einmal am Evangelischen Klinikum Bethel in Bielefeld getroffen. Das Kinderkrankenhaus von damals steht nicht mehr, stattdessen besichtigte die Gruppe das neue Kinderzentrum am Grenzweg. Phoebe Rubia (vorne, r.), Pflegerische Leitung für den Fachbereich Kinder und Jugendliche, gab einen Einblick in das im vergangenen Jahr eröffnete Gebäude. »Ich bin schwer beeindruckt«, so das Fazit von Examens-Jubilarin Gertrud Zenke-Kipp (2.v.r.). »Heute stehen die Kinder und ihre Familien im Vordergrund – und nicht in erster Linie die Erkrankung.« ■ Bild: Matthias Cremer

Bildung & Beratung Bethel

- Psychische Belastungen bei Auszubildenden im Gesundheitswesen, 17. April
- Kompetenzorientierte Bewertungen in der Pflegeausbildung, 18. April
- Führen ohne Weisungsbefugnis, 23. April
- Basiswissen Sucht, 23. April
- »Achte auf mich!« Prävention von und Umgang mit sexualisierter Gewalt, 25. April
- Palliative Care – Vertiefungstag »Nonverbale Kommunikation«, 25. April
- Einführung in die Kriminalprognose und forensische Behandlungsplanung, 7. Mai
- Professioneller Umgang mit Konflikten und Gewalt als Praxisanleitung, 14. Mai
- Praxisanleitertag: Mensch und Technik – Kooperation für gute Pflege, 28. Mai

Weitere Seminare und Anmeldung: **bbb-bethel.de**

Anmeldung: bis 31. Mai 2024 online unter www.bethel.de/ferien-in-bethel

Kurzweile in den Ferien

Vom 15. Juli bis 9. August finden in Bielefeld-Gadderbaum die »Ferien in Bethel« statt. Das inklusive Freizeitangebot richtet sich an alle Kinder von Mitarbeitenden der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel im Alter von 6 bis 12 Jahren.

Vier Wochen lang gibt es montags bis freitags von 9 bis 16 Uhr (auch die Randstundenbetreuung von 7 bis 9 Uhr und von 16 bis 16.30 Uhr ist ohne Aufpreis gewährleistet) ein buntes Programm aus Spiel und Spaß, Tanz und Kreativem, Entspannung und Action.

Anmeldung bis zum 31. Mai:
bethel.de/ferien-in-bethel

Natur auf dem Balkon

Diakonie an der Schöpfung – das betrifft auch Balkone und Terrassen. Wie man sie naturnah gestaltet, zeigt Katrin Wittek am 16. April in der Reihe »Pulsschlag – Impulse für den diakonischen Alltag«. Die Veranstaltung findet von 16 bis 18 Uhr online statt, die Teilnahme ist gebührenfrei.

Anmeldung: **bbb-bethel.de**

So ist es richtig

In der März-Ausgabe informierte der RING auf der Pinnwand über Neueinsegnungen der Sarepta Schwesternschaft. Die Predigt im Festgottesdienst hielt nicht, wie berichtet, Pastorin Dr. Annina Ligniez, sondern Prof. Dr. Hilke Bertelsmann. Sie ist eine der drei Frauen, die eingesegnet wurden. Ihr Predigtthema waren die vier Frauen Jakobs.

Neue Pastorin in Bethel

Die frühere Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dr. h.c. Annette Kurschus, ist seit dem 1. April als Pastorin und Seelsorgerin in Bethel tätig. Hier hat sie den Vorsitz der Ethik-Kommission der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel übernommen und vertritt, damit verbunden, die ethische Positionierung Bethels in den kirchlichen und gesellschaftlichen Debatten. Hinzu kommen weitere Aufgaben in der Leitung des theologischen Einkehrhauses Haus der Stille in Bielefeld-Bethel, in der theologischen Bildungs- und Einkehrarbeit sowie seelsorglicher Dienst im Hospiz Haus Zuversicht. Laut einer Vereinbarung zwischen Bethel und der Evangelischen Kirche von Westfalen wird Annette Kurschus darüber hinaus ihre vielfältige Vortrags- und Predigttätigkeit weiterführen. Bethel ist Annette Kurschus schon lange sehr verbunden. Hier nahm sie auch während ihrer Zeit als EKD-Ratsvorsitzende regelmäßig Predigtdienste wahr und feierte Gottesdienste in der Betheler Zionsgemeinde – darunter mehrfach die Gottesdienste zu Heilig Abend. ■ Bild: Christian Weische

Kita Nobea wurde erweitert

Gute Laune in der Kita Nobea in Bielefeld-Eckardtsheim: Zwei neue Gruppen mit 30 Plätzen für Kinder im Alter von einem Jahr bis sechs Jahren wurden jetzt eröffnet. Im Sommer kommen noch einmal fünf Plätze hinzu. Und zugleich konnten sechs neue Kolleginnen eingestellt werden. Für die Erweiterung wurde das frühere benachbarte Café Vita an der Verler Straße in rund einem Jahr umgebaut. Der neue Bereich umfasst die beiden Gruppenräume sowie Schlaf- und Waschräume, eine Küche und Büros. Das Mobiliar wurde im eeWerk der Stiftung Eben-Ezer gefertigt. Bethel-Vorstand Pastorin Dr. Johanna Will-Armstrong (M.) und die Eckardtsheimer Pastorin Susanne Schubring (2. v. l.) ließen sich den neuen Bereich von (v. l.) Ikra, Maud Vormbau, Einrichtungsleiterin Susanne Schäfer, Gabriel und Saskia Bowen vorstellen. ■ Bild: Christian Weische

Hägers Umwelttipp

Lebenszyklusverlängerungsnetzwerk

Mit dem »Tag der Erde« (Earth day) am 22. April rückt die weltweite Aufmerksamkeit erneut auf die Bedeutung nachhaltigen Konsumverhaltens und Umweltschutzes. In diesem Zusammenhang möchten wir Ihnen unser Lebenszyklusverlängerungsnetzwerk vorstellen, welches seit März 2023 über das Intranet auf der Seite der Stabsstelle für Nachhaltigkeitsmanagement erreichbar ist.

Das Konzept ist einfach: Wenn eine Abteilung feststellt, dass sie Büromaterialien, Möbel oder andere Güter nicht mehr benötigt, kann sie diese über das Lebenszyklusverlängerungsnetzwerk anderen Abteilungen anbieten. Dadurch können Ressourcen innerhalb Bethels effizient wiederverwendet werden, anstatt dass sie ungenutzt bleiben oder entsorgt werden müssen.

Auf der anderen Seite können Abteilungen, die bestimmte Güter benötigen, Gesuche über die Plattform einstellen. Dadurch wird eine transparente und effektive Möglichkeit geschaffen, um Bedarfe zu kommunizieren. Dies fördert nicht nur die interne Zusammenarbeit, sondern reduziert auch Kosten.

Das Lebenszyklusverlängerungsnetzwerk ist ein Schritt in Richtung einer nachhaltigeren und ressourceneffizienteren Unternehmenskultur.

Jochen Häger ist Bethels Nachhaltigkeitsbeauftragter.
Weitere Infos mit der monatlichen Rundmail oder im Intranet auf der Seite der Stabsstelle Nachhaltigkeitsmanagement.

neue SCHMIEDE
Freizeit + Kulturzentrum

- Oster-KulturBrunch: Mark Scheel Akustik Trio, 1. April, 11 Uhr (mit Anmeldung)
- Kaffeekonzert: »Duo Schipplick & Kanz«, 9. April, 14 Uhr (mit Anmeldung)
- Mirja Klippel (Folk aus Finnland), 12. April, 20 Uhr
- Kultur im Lokal: hälm (nordic folk), 14. April, 19 Uhr (Eintritt frei)
- Berni Wagner, »Galápagos« (österreichisches Kabarett), 20. April, 20 Uhr
- The Jeremiahs (Irish Folk), 26. April, 20 Uhr
- Tanz in den Mai mit All Right Now, 30. April, 21 Uhr

neue-schmiede.de

Neue Klinikleitung im EvKB

Dr. Philipp Genseke leitet seit einem Monat die Klinik für Nuklearmedizin des Evangelischen Klinikums Bethel (EvKB) am Standort Johannesstift. Mit ihm wird das EvKB die Nuklearmedizin, die in der Medizin einen immer wichtigeren Stellenwert einnimmt, weiter ausbauen. Bis Februar war Dr. Philipp Genseke Leitender Oberarzt am Universitätsklinikum Magdeburg. In Sachsen-Anhalts Landeshauptstadt absolvierte der 37-Jährige auch sein Medizinstudium und seine Zeit als Assistenzarzt, in der er die Facharztqualifikation Nuklearmedizin erwarb – in Deutschland eine Seltenheit. Der neue Chefarzt gilt als Experte in der Radionuklidtherapie und Theranostik, einer Kombination aus Diagnostik und Therapie von Tumoren bei Erwachsenen und Kindern. Dr. Philipp Genseke wurde 1987 in Schönebeck in Sachsen-Anhalt geboren. Mit seiner Ehefrau, einer gebürtigen Bielefelderin, hat er zwei Kinder. ■ Bild: privat

Das neue Haus Elim

In Bielefeld-Eckardtsheim entsteht ein Ersatzbau für das Haus Elim der Altenhilfe Bethel OWL. Das große Backsteingebäude wird 80 stationäre Pflegeplätze umfassen. Im Erdgeschoss befinden sich 2 Pflegebereiche für 24 Menschen mit gerontopsychiatrischen Erkrankungen sowie eine Wohneinheit für bis zu 8 pflegebedürftige Personen. Im ersten Obergeschoss ist ein Angebot für 24 Menschen geplant, die eine intensivpflegerische, außerklinische Versorgung benötigen. Im zweiten Obergeschoss befinden sich Schwerpunktbereiche für 24 Menschen mit komplexen Hilfebedarfen.

Der Neubau soll hell, zu allen Seiten offen und mit großen Fenstern ausgestattet werden. Auf dem Dach wird eine Fotovoltaikanlage zur nachhaltigen Stromerzeugung beitragen. Zudem soll Fassadenbegrünung die Aufheizung des Gebäudes vermindern. Im März wurde der Grundstein gelegt; Ende 2025 soll das Haus eröffnet werden.

■ Grafik: Architekten-Entwurf crayen bergedieck klasing

VORHANG AUF

für eine Kollegin oder einen Kollegen!

In unserer Rubrik »Vorhang auf« möchten wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Bethel sichtbar machen, die besondere Anerkennung verdient haben. **Kennen auch Sie eine Kollegin oder einen Kollegen, für die oder den Sie den symbolischen Vorhang öffnen wollen?** Mailen Sie uns Ihre Vorschläge mit Foto und einem kurzen Text an **ring@bethel.de.**

Ärztlicher Direktor der Friedrich von Bodelschwingh-Klinik zum Professor ernannt

Dr. Olaf Schulte-Herbrüggen, seit 2017 Ärztlicher Direktor an der Friedrich von Bodelschwingh-Klinik im Berliner Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf, ist zum außerplanmäßigen Professor an der Humboldt-Universität ernannt worden. Die Professur honoriert seine besonderen, langjährigen Einsätze in Forschung und Lehre. Prof. Schulte-Herbrüggen habilitierte im Jahr 2010 im Fach Psychiatrie und Psychotherapie an der Charité – Universitätsmedizin Berlin, 2023 erfolgte die Erweiterung der Habilitation um das Fach Psychologie an der Lebenswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. ■ Bild: privat

MeH-Fachtagung

Schon einmal vormerken: Das Betheler Arbeitsfeld »Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen (MeH)« veranstaltet am 19. und 20. September in der Neuen Schmiede in Bielefeld-Bethel seine 8. Fachtagung. Unter dem Titel »Lebensbereiche verknüpfen« informieren Expertinnen und Experten in Vorträgen und Workshops über die unterschiedlichen Versorgungsbereiche im Hilfesystem für Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen.

weiter-leben.de

Wir sind viele

Geburtstag

Arbeitsplatz- und Gemeinschaftsjubiläum

Keine Veröffentlichung – aus datenschutzrechtlichen Gründen

Ruhestand

Keine Veröffentlichung –
aus datenschutzrechtlichen Gründen

Gestorben im Ruhestand

DER RING. Monatszeitschrift der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel. 64. Jahrgang.
Herausgeber: Pastor Ulrich Pohl, Vorsitzender des Vorstandes, in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitervertretungen.
Redaktion: Johann Vollmer (verantwortlich), Gunnar Kreutner, Petra Wilkening. **Satz und Gestaltung:** Andrea Chyla, Charlotte Schütz. Sekretariat: Jutta Seidenberg / Christina Heitkämper. **Anschrift:** Quellenhofweg 25, 33617 Bielefeld, Telefon: 0521 144-3512, Telefax 0521 144-2274. **E-Mail:** presse@bethel.de. **Druck:** Hans Gieselmann Druck und Medienhaus GmbH & Co. KG, Ackerstraße 54, 33649 Bielefeld. Nachdruck ist mit Genehmigung der Redaktion gestattet.
©bei v. Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel.
DER RING ist Mitglied im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP). Interessierte können die Zeitschrift kostenlos abonnieren. **Spendenkonto:** IBAN: DE48 4805 0161 0000 0040 77, BIC: SPBIDE3BXXX. Bethel im Internet: **bethel.de**. **Redaktionsschluss** für den Mai-RING: **09. April 2024**

Dieses Papier ist mit dem Umweltzertifikat **EU-Ecolabel** ausgezeichnet, welches nach strengen Richtlinien den gesamten Lebenszyklus des Produktes, nämlich Rohstoffe, Energie- und Wasserverbrauch, Emissionen, Abfallmanagement, Chemikalieneinsatz und Recyclingfähigkeit, bewertet.

eco zoom
natureOffice.com/DE-529-2D3HZKP
Rohstoffe
Anlieferung
Produktion
Auslieferung
g CO2e
307
pro Druckerzeugnis
CO2e-Emissionen ausgeglichen

Die Hoffnung hat große Kraft

»Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.«
1. Petrus 3,15, Monatsspruch April 2024

Die Hoffnung lässt sich nicht unterkriegen. Dabei gibt es tausenderlei Gründe, dass es um sie still werden könnte. Unsere Welt ist aus den Fugen. Manche zeichnen die Gegenwart in apokalyptischen Farben. Wir selbst haben bedrängende Bilder im Kopf: Die Kriege, die nicht enden wollen. Die Erderwärmung, die voranschreitet. Die menschenverachtenden Stimmen, die lauter werden. Was soll man denn dagegensetzen?

Diese großen Krisen machen ratlos. Die Gefahr ist: Wir stecken den Kopf in den Sand. Aber die Hoffnung lässt sich nicht wegschieben. Sie hat die Farbe der Morgenröte. Sie hat den Ton von Ostern im Ohr: »Christ ist erstanden!« Sie lässt Gottes Reich nah an uns heranrücken.

Die Hoffnung hält uns in der Spur. Wir erkennen: »Resignation ist kein Gesichtspunkt« (Erich Kästner). Viele gehen in diesen Tagen auf die Straße und zeigen, dass unsere Welt bunt ist. So bunt, wie Gott sie geschaffen hat. Sie halten Plakate hoch, lauschen den Ansprachen, bilden sich selbst eine Meinung, protestieren auf friedliche Weise.

Das bewegt sich in der Bahn des Monatsspruches. Menschen stehen Rede und Antwort über die Hoffnung, die in ihnen ist. Die Kraft, die sich aus der Nähe zu Gottes Reich speist, kommt aber auch noch auf vielen anderen Wegen zum Zuge. Sie findet Tag für Tag Ausdruck im Reden und im Tun, wenn wir selber Hoffnung pflanzen – am Krankenbett, auf der Pflegestation, in der Schulklasse, im tagesstrukturierenden Angebot, in der Wohngruppe.

Wenn sich Menschen durch unser Tun, das mit Hoffnung angefüllt ist, aufrichten können, dann ist das ein deutliches Zeichen: Die Hoffnung hat große Kraft. Sie lässt sich nicht unterkriegen.

■ Pastor Michael Krause, Geschäftsführer des Stiftungsbereichs Schulen

Hier könnte Ihre Adresse stehen!
DER RING erscheint jeweils zum Monatsanfang. Unter bethel.de/der-ring können Sie unser Magazin bequem abonnieren – kostenfrei per Post und jederzeit stornierbar.

Bethel athletics 2024 – am 22. Juni ist es soweit: Dann brennt im Sportpark Gadderbaum zum 27. Mal das »Olympische Feuer«, und Sportlerinnen und Sportler mit und ohne Behinderungen aus ganz Deutschland messen sich im Wettkampf. Aus zehn Disziplinen können die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auswählen: Reiten, Tanzen, Schwimmen, Leichtathletik, Tischtennis, Judo, Fußball, Volkslauf, Rollator Walk, Wettbewerbsfreies Angebot. Im Rahmenprogramm treten Fallschirmspringer der Polizei, die Rope Skipper des SV Brackwede und die Wild Cats, das Cheerleaderteam der Bielefelder Bulldogs, auf. Anmeldung und Informationen: bethel.de/bethel-athletics. ■ Bild: Reinhard Elbracht